

SIMONE WINKO

## Auf der Suche nach der Weltformel

### Literarizität und Poetizität in der neueren literaturtheoretischen Diskussion

Gibt es immanente Eigenschaften oder Funktionen von Texten, die sie zu literarischen machen? Gibt es textinterne Kriterien, nach denen sich literarische von nicht-literarischen Texten unterscheiden lassen? Die Frage nach dem alle literarischen Texte zusammenhaltenden Literarizitätskriterium gleicht der Suche nach der Weltformel: Gäbe es sie und wäre sie akzeptiert, dann wäre alles einfacher. Entsprechend hätte es auch die Literaturwissenschaft erheblich leichter mit der Bestimmung ihres Gegenstandes, ihrer Verfahren und letztlich auch mit ihrer Fachidentität, wenn sie auf distinkte und akzeptierte Literarizitätskriterien zurückgreifen könnte. Nach den Phasen des Suchens in den 1930er und 1970er Jahren werden Fragen wie die einleitenden heute aber in aller Regel verneint<sup>1</sup> oder nur unter diversen Einschränkungen vorsichtig bejaht. Kein Kandidat für ein textinternes Literarizitätskriterium hat allgemeine Zustimmung erhalten, und selbst für minimalistische Lösungen ist ein disziplinärer Konsens ausgeblieben. Auffällig ist jedoch, dass die Skepsis gegenüber solchen Kriterien einer Intuition zu widersprechen scheint, die den Umgang der ›Normalleser‹ mit Literatur kennzeichnet, und auch in professionellen Kontexten ist die Unterscheidung immer dann unproblematisch, wenn keine Begründungen gefragt sind. So werden z.B. in literaturwissenschaftlichen Seminaren ungebrochen sichere Antworten auf die Frage gegeben, was Literatur auszeichne, etwa Literatur behandle Erfundenes und sei gut geschrieben.<sup>2</sup> Die

---

1 Radikal z.B. Eagleton: Einführung, S. 12.

2 An diesen Merkmalen orientieren sich auch einige Untersuchungen zur Bestimmung von Literatur, vgl. z.B. Brenners Kriterien der Fiktionalität und Schönheit, die er (neben dem der Vieldeutigkeit) aus der Untersuchung poetik- und ästhetiktheoretischer Diskussionen gewinnt; Brenner: Literatur, S. 14-25, auch S. 25-34.

theoretisch schwierig oder auch gar nicht zu leistende klare Abgrenzung literarischer Texte von nicht-literarischen stellt im »täglichen Umgang« mit diesen Texten offenbar kein Problem dar. Die Grenzen verlaufen erkennbar, und sie werden mit Bezug auf Textqualitäten begründet.

Unter der leitenden Frage dieses Bandes nach den »Grenzen der Literatur« liegt es nahe, die verschiedenen Antworten, die auf die Frage nach internen Bestimmungskriterien für Literatur gegeben worden sind, ebenso wie die Einwände gegen sie Revue passieren zu lassen und zu fragen, wie wir es heute damit halten. Die Antworten wurden bekanntlich in zwei Debatten formuliert, die – wie schon die Alltagsintuition zeigt – zwar verwandt sind, aber weitgehend eigenständig geführt wurden: in der Literarizitätsdebatte und der heute erheblich lebhafteren Fiktionalitätsdebatte. Ich werde mich im Folgenden auf die Debatte über die Merkmale der »Literarizität« und »Poetizität« konzentrieren – nicht etwa, weil das Problem der Fiktionalität als geklärt gelten kann (die Beiträge im vorliegenden Band zeigen dies aus unterschiedlichen Perspektiven), sondern weil diese Debatte heute seltener behandelt wird. In ihr geht es in erster Linie um die sprachlich manifesten Besonderheiten literarischer Texte;<sup>3</sup> beteiligt sind neben der textorientierten Literaturwissenschaft die Linguistik und die empirische Leserforschung.

Nach einleitenden Begriffsklärungen (1.) und einem knappen und keineswegs vollständigen Durchgang durch die verschiedenen Positionen seit den 1960er Jahren (2.) soll abschließend (3.) gefragt werden, für welche Aspekte des Problems Forschungsbedarf besteht und welche zu Recht *ad acta* gelegt worden sind.

### 1. Begriffsklärungen

»Literarizität siehe Poetizität« heißt es im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*.<sup>4</sup> Die Tatsache, dass »Literarizität« hier nur als Verweisstichwort vorkommt, zeigt bereits an, was im Artikel »Poetizität« auch belegt wird, nämlich die Synonymie von »Literarizität« und »Poetizität«, die allerdings nur partiell ist.<sup>5</sup> Es lassen sich mindestens drei Bedeutungen unterscheiden. So wird unter »Literarizität« (1) eine besondere Art der Sprachverwendung verstanden, die Syntax bzw. Grammatik (Kohäsion), Semantik (Referenz) und Pragmatik (situativer Bezug) betrifft. Der Begriff wird hier auf den

3 Die Annahme, dass das Literarische gerade in einer über die Texte hinausgehenden »transtextuellen« Eigenschaft liege, z.B. in einer besonderen Weise der Weltaneignung (vgl. Jahraus: *Literaturtheorie*, S. 116), wird im Folgenden nicht behandelt.

4 Fricke u.a.: *Reallexikon*, S. 441.

5 Van Peer: *Poetizität*. Da sie sich auf »Literarizität« konzentriert, weicht meine Erläuterung von der van Peers ab.

Sprachgebrauch bezogen und dient dazu, die spezifische ›Sprache der Literatur‹ von der Alltagssprache oder der Gebrauchssprache abzugrenzen.<sup>6</sup> In dem umfassenden Sinne von (1) sind ›Literarizität‹ und ›Poetizität‹ austauschbar,<sup>7</sup> so dass die Frage nach den sprachlichen Kandidaten für Literarizität auch als Frage nach den typisch poetischen Merkmalen des Sprechens gestellt werden kann. Daneben wird ›Literarizität‹ aber auch (2) auf Textsorten bezogen und bezeichnet dann die Eigenschaft von Texten, literarisch zu sein. Die Bedingungen, unter denen Texte literarisch sind, können solche sein, die unter (1) genannt werden, jedoch sagt die zweite Begriffsbestimmung selbst nichts über diese Bedingungen aus. Wird ›Literarizität‹ im Sinne von (2) verwendet, dann verweist ›poetisch‹ auf eine Untergruppe literarischer Texte, nämlich die traditionell ›poetisch‹ genannten Texte, in erster Linie also solche in gebundener Rede. Von gleicher Allgemeinheit wie (1) ist eine dritte Verwendungsweise der beiden Begriffe, die sich jedoch auf die soziale Praxis des Umgangs mit für literarisch gehaltenen Texten, vor allem auf ihre Rezeption und nicht auf ihre Beschaffenheit bezieht. So wird (3) mit ›Literarizität‹ und/oder ›Poetizität‹ ein bestimmter Modus der Verarbeitung von Texten bezeichnet. Nicht die Eigenschaften der Texte, sondern die Einstellung ihnen gegenüber und die Verarbeitung ihrer Informationen sind in diesem Sinne ›literarisch‹ oder ›poetisch‹.<sup>8</sup>

Ein mit (1) verwandtes Konzept stellt ›Ästhetizität‹ dar. In der Regel ist mit diesem Begriff eine allgemeinere, nicht allein auf Sprache bezogene Eigenschaft von Artefakten oder des Umgangs mit ihnen gemeint. Prager Strukturalisten wie Jan Mukařovský sprechen von der ästhetischen Funktion der Sprache, zielen mit dieser Bezeichnung aber (zumindest tendenziell) auf dasselbe Phänomen wie Jakobson mit dem geläufigeren Ausdruck ›poetische Funktion‹.<sup>9</sup>

Ein Problem der Bezeichnung ›Literarizität‹ (gleiches gilt für ›Poetizität‹) liegt darin, dass auch innerhalb einzelner Ansätze nicht immer klar zwischen (1) und (2) unterschieden werden kann. In Beiträgen, denen es um die textsortenbezogene Bestimmung des Attributs ›literarisch‹ geht, kann der Terminus auch im Sinne von (1) verwendet werden. Zugleich besteht aber ein hierarchischer und extensionaler Unterschied zwischen den beiden Bedeutungen. So stellt ›Literarizität‹ im Sinne von (2) einen übergeordneten Begriff dar, dem eine Teilmenge der ›fiktional‹ genannten Texte zuzuordnen ist und zugleich alle Texte, denen ›Literarizität‹ im Sinne von (1) attestiert wird. Dagegen besteht zwischen ›Literarizität‹ in der ersten

6 Saße: Literatursprache, S. 698, 705.

7 Van Peer: Poetizität, S. 111.

8 Ebd.

9 Z.B. in Mukařovský: Ästhetische Funktion.

Bedeutung und ›Fiktionalität‹ kein derartiges Zuordnungsverhältnis. Im Folgenden wird es in der Regel um ›Literarizität‹ und ›Poetizität‹ im Sinne von (1) gehen.<sup>10</sup>

## 2. Skizze der Positionen

### 2.1 Roman Jakobson

Der Begriff ›Literarizität‹ erweitert das literaturtheoretische Vokabular bekanntlich seit dem Russischen Formalismus. Dessen »literaturnost'«, das »spezifisch Literarische« oder die »Literaturhaftigkeit«,<sup>11</sup> wird in ihrer technischen klingenden Variante ›Literarizität‹ zu einem wichtigen und zugleich umstrittenen Begriff auch der deutschsprachigen Diskussion der 1970er Jahre über die Reichweite linguistischer Poetik (Abschnitt 2.2).

Mit ihrem Ziel, literarische Texte und nicht deren Entstehungsbedingungen in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Untersuchung zu stellen, setzen sich die Formalisten explizit von vorherrschenden Literaturauffassungen ihrer Zeit ab. Zahlreiche ihrer Arbeiten verfolgen die Frage, was denn das Spezifische von Literatur sei, und sie finden es in einer besonderen Art der Sprachverwendung. Auch wenn die einzelnen formalistischen Antworten etwa von Šklovskij, Ejchenbaum, dem frühen Jakobson und Tomaševskij voneinander abweichen, stimmen sie doch in ihrer Zielsetzung und in ihrer Ablehnung gängiger emotivistischer Bestimmungen des Literarischen überein.<sup>12</sup> Es ist hier nicht der Ort, die unterschiedlichen Auffassungen von Literatur zu beleuchten, die die Formalisten und die wohl am direktesten an sie anschließenden Prager Strukturalisten vertreten haben.<sup>13</sup> Für die nachfolgenden Auseinandersetzungen ist vielmehr wichtig, die be-

10 Käte Hamburgers Suche nach »den logischen Gesetze[n] des dichtenden Sprachvorganges« (Hamburger: *Logik*, S. 14) ist vom Ziel her, spezifische Merkmale für Literatur herauszuarbeiten, den im Folgenden einbezogenen Beiträgen zur Literarizitätsdebatte vergleichbar. Anders als Jakobson entwickelt sie ihren Ansatz aber primär in der Analyse von Erzähl- und nicht von Lyriktexten, und für sie ist die referentielle Sprachfunktion wichtiger als die poetische. Auch sie sucht nach textuellen Merkmalen, die Literatur als solche kennzeichnen, und findet sie bekanntlich im epischen Präteritum, in der erlebten Rede und Verben innerer Vorgänge in der dritten Person, verbunden mit besonderen Zeitangaben (ebd., S. 60ff.). Hamburgers Versuch einer Bestimmung von Dichtung bezieht sich jedoch auf die Fiktionalität literarischer Texte und soll daher hier nicht behandelt werden.

11 Dazu Erlich: *Russischer Formalismus*, S. 190f.; auch Striedter: *Russischer Formalismus*, S. XIX.

12 Vgl. Erlich: *Russischer Formalismus*, S. 201ff.

13 Dazu ausführlicher ebd., Kap. X.

kannteste und wissenschaftsgeschichtlich folgenreichste Auffassung zu betrachten, also einmal mehr die Position Roman Jakobsons, die er 1960 in seinem Aufsatz »Linguistics and Poetics« formuliert hat und die noch heute zitiert wird.

Anders als in seinem Beitrag zur »neuesten russischen Poesie«, in dem Jakobson »Literarizität« (als diejenige Eigenschaft, die »das vorliegende Werk zum literarischen Werk macht«)<sup>14</sup> als Ausrichtung einer Äußerung auf den Ausdruck bei gleichzeitiger Reduktion der kommunikativen Funktion bestimmt, verwendet er in seinem Beitrag von 1960 den Begriff »Poetizität«. Jakobson versteht unter der poetischen Funktion der Sprache »die Einstellung auf die Nachricht als solche, die Zentrierung auf die Nachricht um ihrer selbst willen«.<sup>15</sup> Sie ermöglicht »die unmittelbare Erfahrbarkeit der Zeichen« (108). Mit dieser Funktion bewirken die Texte das, was als ihre genuine Leistung angesehen wird und was sie zu besonders wertvollen Kulturprodukten macht: die viel diskutierte Entautomatisierung der Wahrnehmung. Dichtung hebt die Beziehung von Zeichen und Bezeichnetem ins Bewusstsein. Damit wirkt sie der unreflektierten Gleichsetzung beider entgegen, die, so Jakobson, die Verwendung der Alltagssprache kennzeichnet und die letztlich zur »Verflüchtigung« der Realitätswahrnehmung führt.<sup>16</sup> Bekanntlich begrenzt Jakobson die poetische Funktion der Sprache nicht nur auf die Dichtung, sondern bestimmt sie als eine der sechs Funktionen, die Sprache generell aufweist. In literarischen Texten herrscht die poetische Funktion aber vor und »dominiert« die anderen (108). Das »empirische linguistische Kriterium«, mit dem Jakobson die poetische Funktion abgrenzt, bringt er in Begriffen der »Grundordnungsarten« sprachlichen Verhaltens auf die berühmte Formel: »Die poetische Funktion projiziert das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination.« (110) Jedes Element eines poetischen Textes steht in einer Äquivalenzbeziehung zu Elementen gleichen Typs. Das gilt nicht nur für phonetische, morphologische oder syntaktische Einheiten, wie Jakobson vor allem am Beispiel von Versen ausführlich zeigt (110ff.), sondern auch für semantische Einheiten (124). Zu den poetischen Stilmitteln zählen insbesondere solche des Parallelismus, der Wiederholung in verschiedensten Variationen: der Silbengradation, der Paronomasie (z.B. »I like Ike«), der Alliteration, der Assonanz, des Reimes u.a. (124). Äquivalenzen auf solchen »niedrigerstufigen« Ebenen der Sprache bedingen aber, so Jakobson mit

---

14 Jakobson: Poesie, S. 31.

15 Jakobson: Linguistik, S. 108. Die folgenden Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf diesen Beitrag.

16 Dazu Erlich: Russischer Formalismus, S. 200.

G. M. Hopkins, auch Äquivalenzen auf der Bedeutungsebene.<sup>17</sup> Übereinstimmung wird auf jeder Ebene poetischer Texte angezielt: »Similarität, die Kontiguität überlagert, verleiht der Dichtung ihre durchgehende symbolische, vielfältige, polysemantische Essenz« (126). Mehrdeutigkeit, später »Doppeldeutigkeit« genannt, wird so zum notwendigen Merkmal von Texten mit dominanter poetischer Funktion, also von Literatur. Sie resultiert aus der Nachordnung der referentiellen Sprachfunktion. Doppeldeutig ist aber nicht nur die Nachricht, also der Text selbst, sondern sind auch Sender und Empfänger auf der innerliterarischen und der realen Kommunikationsebene (126f.). Dass diese letzte Konstellation nur für eine Gruppe literarischer Texte, nämlich für fiktionale Texte gilt, thematisiert Jakobson nicht.

Damit sind die – deutlich heterogenen und unterschiedlich abstrakten – sprachlichen Merkmale benannt, die in den späteren Diskussionen als Literarizitätskandidaten, behandelt werden:

- Abweichung, Verfremdung (mit der Wirkung der Entautomatisierung)
- Äquivalenz/Rekurrenz
- poetische Sprachfunktion: Bezug auf die Nachricht/Zeichen als solche; Selbstreferenz
- Mehrdeutigkeit
- Dominanz der poetischen Sprachfunktion
- Konvergenz von Form/Ausdruck und Inhalt

Auffällig ist zum einen, dass einige dieser Kandidaten traditionellen Teilbestimmungen des »Literarischen« entsprechen, die in älteren Poetiken bzw. Ästhetiken formuliert worden sind, so etwa das Postulat von der Übereinstimmung von Form und Inhalt. Zum anderen zeigt ein Blick auf die Literaturbegriffe neuerer Literaturtheorien, dass manche dieser Merkmale des »spezifisch Literarischen« noch immer Konjunktur haben, wenn auch in anderen Begründungszusammenhängen. Am erfolgreichsten sind die Merkmale der Mehrdeutigkeit bzw. Polyvalenz<sup>18</sup> und der Selbstreferenz,<sup>19</sup> die mit recht unterschiedlichen Theorierahmen kompatibel zu sein scheinen. Dazu im Abschnitt 2.3 mehr.

Darüber hinaus fällt auf, dass Jakobson in seinen Ausführungen zwei Perspektiven einnimmt: die Sicht auf das Sprachmaterial (Was unterscheidet literarische Texte *materialiter* von nicht-literarischen?) und auf dessen

17 »Äquivalenz auf der Lautebene, die als konstitutives Prinzip auf die Wortfolge projiziert wird, impliziert unausweichlich auch semantische Äquivalenz« (Jakobson: Linguistik, S. 124). Zur Darstellung und Kritik der Projektionsthese Jakobsons vgl. Lauten: Kommunikation, S. 60-67.

18 Jannidis: Polyvalenz.

19 Sie bildet das wichtigste »Merkmal« für poststrukturalistische und systemtheoretische Ansätze.

Funktionen (Was bewirken diese Texte bzw. Textstrukturen, welchen »Effekt« haben sie?). Diese Funktionen umfassen wiederum zwei unterschiedliche Bezugsbereiche: eine »innertextuelle« Leistung des Sprachmaterials, manifest in einer besonderen Art des Bedeutens, und eine außertextuelle Leistung im Sinne einer Wirkung auf den Leser: die oben genannte Entautomatisierung. Schon früh ist erkannt worden, dass hier mit dem Text- und dem Leserbezug zwei Aspekte thematisiert werden, die nicht nur systematisch unterschieden werden müssen, sondern deren Verhältnis zueinander auch alles andere als klar ist. Sie entsprechen weitgehend den oben erläuterten Bedeutungen (1) und (3) von »Literarizität«. Beide werden in der anschließenden Literarizitätsdebatte aufgenommen.

## 2.2 Positionen der 1970er Jahre: Jakobson-Kritik und Polarisierung

Vor allem drei der Poetizitätskandidaten, die Jakobson anführt, wurden in den folgenden Jahren demontiert oder in ihrem Anspruch geschwächt.

Das *Abweichungskriterium* wird in Form der Annahme linguistischer Poetiken kritisiert, Poetizität sei im Verstoß gegen das System sprachlicher Regeln fassbar. Eingewandt wird, dass mit Bezug allein auf das Sprachmaterial nicht eindeutig zwischen zufälligen und als funktionstragend eingestuften poetischen Abweichungen unterschieden werden könne.<sup>20</sup>

Zahlreiche Beiträge nehmen sich das Merkmal der *Äquivalenz* bzw. Rekurrenz von der graphematischen bis zur semantischen Ebene vor und sehen vor allem drei Probleme. Repräsentativ für den ersten Vorwurf ist Paul Werth's minutiöse Kritik an Jakobsons Ansatz, vor allem aber an seiner Umsetzung in den Lyrikanalysen: Die von Jakobson aufgezeigten Äquivalenzstrukturen seien, so Werth, keineswegs charakteristisch für literarisches Sprechen, sondern für Sprache generell, und taugen daher nicht als Abgrenzungskriterium.<sup>21</sup> Darüber hinaus wird bereits die Identifizierbarkeit der Äquivalenzen bestritten. Roland Posner weist Jakobsons Annahme, dass sich semantische Textmerkmale »neutral« beschreiben lassen, zurück, eine Annahme, auf die eine Identifikation von Äquivalenzen zurückgreifen muss. Tatsächlich könne man, so Posner, »die Semantik nur adäquat beschreiben, wenn man von einem Text ausgeht, der bereits voll rezipiert und verstanden worden ist.«<sup>22</sup> Zentral ist, drittens, ein operationales Problem der Analysen: Es gibt keine allgemeingültigen, textunabhängig festlegbaren Kriterien, die regeln, welche

20 Dazu zusammenfassend Begemann: Poetizität, S. 13ff.

21 Werth: Poetry, zusammenfassend S. 72.

22 Posner: Strukturalismus, S. 171. Dies entspricht auch der Position der Rezeptionsästhetiker.

Äquivalenzen in einer Analyse als relevant herauszustellen sind und welche nicht einbezogen zu werden brauchen. Dies entspricht Cullers Einwand gegen Jakobsons exemplarische Untersuchungen an Gedichten, in denen man auch ganz andere Strukturen hervorheben könne und in denen Culler Jakobsons subjektive Vorlieben die Auswahl steuern sieht.<sup>23</sup> Auch wenn Jakobson in einer Replik versichert, er habe sich stets um Objektivität bemüht und nur die grammatischen Kategorien herangezogen, deren Relevanz unbestreitbar sei,<sup>24</sup> kann er diesen Einwand nicht widerlegen. Wie in der Forschung immer wieder hervorgehoben wurde,<sup>25</sup> zeigt die Debatte die theorieabhängige Relativität von Relevanzkriterien. Allerdings ist Jakobsons Hinweis, dass die gegen ihn ins Feld geführten *möglichen* Äquivalenzverteilungen in Gedichten, von denen er nur eine kleine Anzahl untersucht habe, *faktisch* gar nicht vorkommen, nicht allein als Rechtfertigungsstrategie einzustufen. Er belegt zugleich, dass die »grundsätzlichen« Argumente und die Belege historisch Forschender nicht auf derselben Ebene ausgetauscht werden, sondern vielmehr aneinander vorbeigehen. Die gegen Jakobsons Ansatz gewendeten prinzipiellen Argumente haben, bei aller Berechtigung, die Tendenz, historisch-empirischen Forschungen zur tatsächlichen Beschaffenheit von Texten, die als »literarisch« eingestuft werden, den wissenschaftlichen Boden zu entziehen. Diese Tendenz war folgenreich: Heute fehlen solche Studien tatsächlich, worauf abschließend noch einzugehen sein wird.

Nicht in Frage gestellt werden meines Wissens die These von der Mehrdeutigkeit als notwendiges Merkmal literarischer Texte<sup>26</sup> sowie die Annahme, es gebe so etwas wie eine poetische Sprachfunktion, deren Charakteristikum es ist, die Aufmerksamkeit auf die Nachricht oder die Zeichen als solche zu lenken.<sup>27</sup> Was aber problematisiert wird, ist die These von der *Dominanz* dieser Sprachfunktion in literarischen Texten. Hier richtet sich die Kritik wieder auf die fehlende Operationalisierbarkeit: Es lässt sich kein sprachliches oder textuelles Kriterium dafür angeben, wie diese Dominanz festzustellen ist und wie sie sich auf das sprachliche Material eines Textes auswirkt. Die Konzeption eines »literarischen« bzw. »poetischen Effekts«, der aus der Dominanz der poetischen Sprachfunktion

---

23 Culler: *Structuralist Poetics*, S. 57-63.

24 Jakobson / Pomorska: *Poesie*, S. 106ff.

25 Z.B. bei Begemann: *Poetizität*, S. 16ff.

26 Dazu auch Nyholm: *Sprache*. Nyholm bestimmt Poetizität als »Weglassung, Reduktion oder auch Relativierung der zeitlich/räumlichen Orientierungssignale nicht nur im Text, sondern auch in der Redesituation« (ebd., S. 173) und stellt damit die Bedeutungsoffenheit in den Mittelpunkt seines Poetizitätskonzepts.

27 Die Annahme der poetischen Konvergenz von Form und Inhalt wird in den entsprechenden Diskussionen kaum thematisiert.



resultiert, wird als zu weitreichend aufgefasst, um allein auf linguistischer Basis modelliert werden zu können. Tatsächlich, so z.B. Werth, seien neben statistischen Aussagen über sprachliche Normen und Abweichungen von ihnen zwei weitere Typen von Informationen erforderlich, um überhaupt sinnvoller Weise von einem »literary effect« sprechen zu können: psychologische Informationen über die Reaktion von Lesern auf Textmerkmale und semantische Informationen über den thematischen und implizierten Inhalt des Textes.<sup>28</sup>

Zusammenfassend lassen sich zwei Gruppen von Einwänden unterscheiden: (i) Alle als »spezifisch literarisch« angeführten sprachlichen Mittel bzw. Funktionen kommen in dieser Form auch in der Alltagssprache vor;<sup>29</sup> um als distinktive Kriterien dienen zu können, müssten sie sich differenzieren lassen. Zugleich weist offenbar nicht jeder als literarisch eingestufte Text die genannten Merkmale auf; es fehlen also weitere distinktive Kriterien.<sup>30</sup> (ii) Die Instanz des Lesers wird vernachlässigt; welche Rolle die angeführten Poetizitätsmerkmale für die Konstitution von Bedeutung im aktuellen Leseprozess spielen, bleibt unthematisiert.

Diese Polarisierung der Kritik führt zur Ausbildung zweier Typen von Poetizitätsauffassungen, wie sich am Beispiel der entsprechenden Debatte in der Zeitschrift *Poetica* (1978 und 1980) zeigen lässt. Hier werden die beiden oben angedeuteten Richtungen weiterentwickelt, die Roland Posner schon 1969 gegeneinander abgrenzt und abgewogen hatte: der text- bzw. strukturbasierte und der rezeptionsorientierte Ansatz.<sup>31</sup>

Ausgangspunkt ist ein umfangreicher Beitrag von Walter A. Koch.<sup>32</sup> In ihm entwickelt er die Grundideen eines neuen Modells der Poetizität, die er 1981 in einer Monographie noch präzisiert und weiter ausführt. Er legt damit den meines Wissens umfassendsten Versuch vor, Poetizität im Rahmen eines semiotisch-linguistischen Modells zu bestimmen, das über

28 Werth: *Poetry*, S. 72.

29 Dazu z.B. schon Kloepfer: *Poetik*, S. 13f. u.ö.

30 Zusammenfassend z.B. Hoffstaedter: *Poetizität*, S. 43. – Entsprechend weist Harald Fricke in seinem abweichungstheoretischen Vorschlag zur Bestimmung von Literatur den *Funktionen*, die sich für die sprachlichen Besonderheiten literarischer Texte (fassbar als sprachliche Regelverstöße) nachweisen lassen, einen entscheidenden Stellenwert zu. Zugleich ist jedoch für ihn »die Existenz von Poetischem« ein notwendiges Textmerkmal, genauer: das einzige notwendige, intersubjektivität der Zuschreibung ermöglichende Textmerkmal für Poesie, das sie von anderen Arten des Sprechens klar abgrenzt (Fricke: *Norm*, S. 103).

31 Posner skizziert die Vor- und Nachteile beider Ansätze in seiner Auseinandersetzung mit Jakobsons und Lévi-Strauss' strukturbasierter Baudelaire-Interpretation und Riffaterres rezeptionsbezogener Gegeninterpretation; vgl. Posner: *Strukturalismus*, zusammenfassend Kap. VIII.

32 Koch: *Poetizität zwischen Metaphysik und Metasprache*.

die Reduktionismen der meisten linguistischen Ansätze hinausgehen will und sogar eine evolutionsbiologische Verankerung seiner Kategorien zumindest andeutet.<sup>33</sup> Für Koch beruht Poetizität »auf Texteigenschaften, die explizit von der Metaphysik oder der Metasprache behandelt werden«.<sup>34</sup> Er nimmt drei »poetische Codes« an – Ästhetik, Metaphysik und Metasprache –, die sich in literarischen Texten in poetischen Oberflächenphänomenen manifestieren.<sup>35</sup> Der metaphysische Code äußert sich in bestimmten informationellen Strukturen eines Textes, während der metasprachliche sich in stilistischen Eigenschaften konkretisiert und dem ästhetischen Code metrische Phänomene korrespondieren. Ohne auf Kochs komplexes dreistufiges Modell hier näher eingehen zu können, sei eine wichtige Erweiterung gegenüber dem Jakobsonschen Ansatz hervorgehoben: Es kommt ein zusätzlicher, nun inhaltlich bestimmter Poetizitätskandidat ins Spiel, die »poetische Information«.<sup>36</sup> Damit wird dem offensichtlich zutreffenden Einwand begegnet, dass bestimmte als literarisch eingestufte Texte weder metrische noch stilistische Besonderheiten aufweisen. In Texten finden sich, so Koch, solche informationellen Strukturen in Form »konkret-metaphysischer Themen«, die z.B. Annahmen über die Verfasstheit des Universums oder die Bedingungen des Menschen als denkendes, fühlendes oder soziales Wesen betreffen.<sup>37</sup> Auch sie werden in syntagmatischen Strukturen organisiert, die aber linguistisch nicht erfassbar sind. Diese inhaltliche Größe nehmen spätere empirische Untersuchungen wieder auf.

Gegen dieses Modell, das Jakobsons Ansatz vor allem um semantische Poetizitätskriterien erweitert, grundsätzlich aber an einer »morphologischen« Bestimmung von Literatur festhält, wenden sich zwei Beiträge, die den »funktionalen« Aspekt von Poetizität stärker machen:<sup>38</sup> Hans Ulrich Gumbrecht, der mit Foucault für eine »science de l'homme« und die Berücksichtigung variabler Erkenntnisinteressen zur Bestimmung von Poetizität argumentiert,<sup>39</sup> und Siegfried J. Schmidt mit einem Plädoyer für ein konsequent leserorientiertes Poetizitätskonzept,<sup>40</sup> das er später in seinem *Grundriß der Empirischen Literaturwissenschaft* (1980/1982) genauer ausführt. Beide Positionen führen dazu, die Frage nach der Literarizität allein in ei-

---

33 Koch: Poetizität, S. XIII f., 91 ff.

34 Ebd., S. 27 f.

35 Ebd., S. 37-54.

36 Ebd., S. 55.

37 Koch nimmt an, dass diesen »konkret metaphysischen« Inhalten übergeordnete »abstrakt metaphysische« Modelle etwa Hegels oder Freuds entsprechen; ebd., S. 38, 50-53, 58 ff.

38 Zum nur vermeintlichen Gegensatz zwischen einer morphologischen und einer funktionalen Bestimmung von »Poetizität« vgl. Koch: Morphologie.

39 Gumbrecht: Poetizitätsdefinitionen.

40 Schmidt: Theorie.

nem institutionellen, konventionalistischen Rahmen für sinnvoll gestellt und beantwortbar zu halten.<sup>41</sup>

Damit sind gewissermaßen die Siegerpositionen benannt; denn als Konsens der Diskussionen in den 1970er Jahren ergibt sich, dass literarisches Sprechen nicht eindeutig von nicht-literarischem Sprechen unterschieden werden kann. Alle als potentielle Kandidaten für Literarizität in der oben erläuterten Bedeutung (1) ins Spiel gebrachten Merkmale kommen auch in alltagssprachlichen Kontexten vor, und nicht jeder ›literarisch‹ genannte Text weist solche sprachlichen Merkmale auf. Als Konsequenz aus diesem Befund wurde der Versuch, auch nur notwendige sprachliche Kriterien für Poetizität zu finden, als gescheitert angesehen und von den meisten Theoretikern aufgegeben.<sup>42</sup> Die nachfolgenden Versuche, das ›spezifisch Literarische‹ festzumachen, schlugen in aller Regel einen der beiden eben ange deuteten Wege ein.

### 2.3 Positionen der 1980er Jahre

In den 1980er Jahren gestalten sich diese Wege zumeist als poststrukturalistische Verlagerung des Problems auf die Ebene der Sprache generell und als empirische Konzentration auf die Leserkomponente.

Poststrukturalistische Theoretiker treffen sich mit anderen Vertretern anti-essentialistischer Positionen in der Annahme, dass die Suche nach Kriterien im Sinne von Wesensmerkmalen des Literarischen als verfehlt einzustufen sei.<sup>43</sup> Generell gehen sie davon aus, dass sich keine Eigenschaften in Texten auffinden lassen; vielmehr handle es sich bei solchen vermeintlichen Eigenschaften stets um prinzipiell variable, mithin nicht-notwendige Zuschreibungen, die auf Konventionen beruhen. Ausführlich wird die These in den verschiedenen Spielarten dieser Richtung bekanntlich für Bedeutungszuschreibungen entfaltet.<sup>44</sup> Ausgehend von grundlegenden Annahmen über die Funktionsweise der Sprache und ihrer Zeichen wird Bedeutungs-genese als Akt der permanenten Aufschiebung konzipiert. Weniger prob-

41 Holenstein setzt den Positionen vor allem Gumbrechts und Schmidts das Plädoyer für eine ästhetische Bestimmung des Literarischen entgegen, für die er allerdings nur die theoretischen Rahmenbedingungen formuliert; Holenstein: Schönheit, S. 502-507. Mit der Frage ›Was ist schön?‹ statt ›Was ist poetisch?‹ ließe sich, so Holenstein, ein neuer Gegenstandsbezug herstellen, der in den pragmatischen Ansätzen nicht mehr gegeben sei. Der Ansatz wurde in der weiteren literaturtheoretischen Debatte über Literarizität meines Wissens nicht weitergeführt.

42 Was nicht heißt, dass außerhalb dieser Debatten nicht dennoch weiter so gesprochen wurde, als gäbe es klare Unterscheidungsmöglichkeiten, die in den Texten lägen.

43 Z.B. Fohrmann / Müller: Einleitung, S. 16.

44 Z.B. Foucault: Ordnung, S. 31f.; Derrida: Différance, S. 88ff.

lematisch als die Zuschreibung notwendiger Merkmale des Literarischen scheint dabei die Annahme universaler Bedingungen für Sprache und Schreiben zu sein. Sprache zeichne sich demnach durch Eigenschaften aus, die traditionellerweise als »literarisch« bzw. für den besonderen Sprachgebrauch in literarischen Texten typisch angesehen wurden, vor allem durch Selbstbezüglichkeit, Rhetorizität und Polyvalenz. Damit wird die These, es gebe eine spezifisch literarische Qualität, zugunsten der Annahme fallengelassen, ein traditionell der Literatur zugeschriebenes Merkmal der Sprachverwendung sei wesentlich für Sprache generell. Demnach besteht also kein Unterschied zwischen der Sprache literarischer und der nicht-literarischer Texte. Dennoch wird zwischen beiden Texttypen unterschieden, und dies geschieht nicht immer im Sinne »historisch variierende[r] Zurechnungskonvention[en]«. <sup>45</sup>

So scheinen amerikanische Dekonstruktivisten wie Paul de Man eine Variante des Kriteriums »Selbstbezüglichkeit« als neues, mindestens notwendiges Kriterium für Literatur aufzufassen, eine Kombination von rhetorischer Verfasstheit und inhärenter Stellungnahme zu ihr: »Ein literarischer Text behauptet und verneint zugleich die Autorität seiner eigenen rhetorischen Form [...]«. <sup>46</sup> In der Annahme einer solchen Bewegung, die dazu führt, dass »literarische Sprache ständig ihre eigene Bedeutung unterminiert«, sieht Eagleton – provokanterweise und m.E. zu Recht – eine neue, dekonstruktivistisch begründete Wesensdefinition des Literarischen. <sup>47</sup> Sie basiert auf der oben genannten Annahme essentieller Eigenschaften in der Definition von Sprache generell. Literarische Texte werden dann als solche bestimmt, in denen diese Eigenschaften der Sprache nicht oder weniger stark durch diskursive Vorgaben reglementiert werden. <sup>48</sup> Die Zwänge, denen Sprache in nicht-literarischen Zusammenhängen unterworfen ist, sind nach dieser Auffassung in der Literatur aufgehoben. Selbstreferentialität als »Normalfall« der Sprache etwa wird in wissenschaftlichen und Alltagsdiskursen vermieden, in Literatur aber zugelassen; die rhetorische Verfasstheit von Sprache wird erst im literarischen Sprechen bewusst.

Für die Literarizitätsdebatte haben diese Positionen zwei gegenläufige Konsequenzen. Einerseits unterstützen sie die Auffassung, dass die Suche

---

45 Fohrmann / Müller: Einleitung, S. 16.

46 De Man: Allegorien, S. 48. Ähnliches scheint auch die Behauptung auszusagen, dass »wir jeden Text »literarisch« im vollen Sinne des Wortes nennen [können], der implizit oder explizit seinen eigenen rhetorischen Modus bezeichnet und seine mögliche Fehldeutung als Korrelat seines rhetorischen Charakters, seiner »Rhetorizität«, vorwegnimmt« (de Man: Ideologie, S. 221).

47 Eagleton: Einführung, S. 131.

48 Zu dieser »befreienden« Verwendung von Sprache in Literatur vgl. auch Foucault: Sprechen, S. 93, 101f.

nach überzeitlichen Merkmalen literarischen Sprechens obsolet sei: Sprache in literarischen und in nicht-literarischen Texten funktioniert nach genau denselben Prinzipien. Anders ausgedrückt wird ›Literarizität‹ in der Bedeutung (1) zum Merkmal von Sprache überhaupt. Jeder Text kann nach dieser Auffassung als Literatur wahrgenommen werden, je nachdem, mit welcher Einstellung und unter welchen situativen Vorgaben er gelesen werde.<sup>49</sup> Andererseits wird die Unterscheidung zwischen literarischer und nicht-literarischer Sprechweise aber aufrecht erhalten und zugleich mit einer Wertung verbunden: Literarische Texte sind solche, in denen – vereinfacht gesagt – Sprache zeigen darf, was sie eigentlich ist; es sind damit die wertvolleren Texte. Diese Eigenart der Literatur (nun im Sinne von ›Literarizität‹ (2)) entspricht der formalistischen Bestimmung des Literarischen in zwei zumindest gleich benannten Aspekten: Selbstbezüglichkeit und Mehrdeutigkeit.<sup>50</sup>

In empirischen Untersuchungen der 1980er Jahre wird die Forderung nach einer konsequent leser- bzw. rezeptionsorientierten Konzeption von Literatur umgesetzt und die Komponente des Lesers systematisch erforscht. Im Anschluss an eine allgemeine Texttheorie auf der Grundlage kognitionspsychologisch ausgerichteter Forschungen zum Textverstehen<sup>51</sup> wird Verstehen als eine konstruktive Tätigkeit konzipiert. Auf der erkenntnistheoretischen Basis eines kognitiven Konstruktivismus und ausgehend von der Einsicht in das Scheitern der textbasierten Literarizitätsbestimmungen wird Literarizität bzw. Poetizität nun als Eigenschaft nicht mehr der Texte, sondern der Verarbeitungsprozesse gesehen, die mit diesen Texten vollzogen werden.<sup>52</sup> In den empirischen Untersuchungen dieser Richtung werden die sprachlichen Merkmale der Texte als ein Faktor unter anderen aufgefasst, der den literarischen Modus induzieren kann. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Verarbeitung eines Textes als ›literarisch‹ sind aber die individuellen, situativen und konventionellen Umstände der Rezeption.<sup>53</sup>

---

49 Eagleton: Einführung, S. 12; Fish: Text.

50 Systemtheoretische Ansätze greifen – mit unterschiedlichen Begründungen und Begriffsbestimmungen – eines dieser Merkmale als spezifisch literarisch auf: die Selbstreferenz, auch ›Autoreferenz‹, ›Autoreflexivität‹ oder ›Selbstreflexivität‹ genannt; vgl. z.B. Jahraus: Literaturtheorie, S. 155 u.ö. Der Begriff kann sogar in ungebrochener Anknüpfung an Jakobsons Konzept der poetischen Funktion verwendet werden; so etwa Simon: Blick, S. 77f. u.ö.

51 So z.B. van Dijk / Kintsch: Model; van Dijk / Kintsch: Strategies.

52 So fasst Meutsch »sogenannte Literarizitätsmerkmale als Resultate spezifischer Verstehensprozesse« auf (Meutsch: Literatur, S. 160). Zusammenfassend vgl. auch Bege-  
mann: Poetizität, S. 49-69.

53 Repräsentativ ist hier Meutchs Position: Als »ursächliche Größe für literarisches Textverständnis genügt die differenzierte Konstitution des Verstehenskontextes, die

Bei der Beschreibung der Texte, die neben den Lesern einen Faktor der Versuchsanordnungen bilden, wird auf das Arsenal textorientierter Poetizitätskonzepte zurückgegriffen. Petra Hoffstaedter etwa untersucht die Texte, deren Verarbeitung sie in verschiedenen Versuchen erhebt, zunächst nach formalen Merkmalen, nach ihren Äquivalenzen, Abweichungen (vor allem semantischer Art) und Mehrdeutigkeiten. Darüber hinaus nutzt sie auch das inhaltliche Kriterium, um das Koch sein Modell ergänzt hatte, und weist bestimmte Inhalte, vor allem Beschreibungen von Natur und emotionalen Zuständen, als potentiell literarisch aus.<sup>54</sup> Die poetische Textverarbeitung folgt, wie erwartet, nicht zwingend aus dem Vorkommen dieser Eigenschaften, sondern wird vielmehr durch andere Faktoren bedingt. Hierzu zählen vor allem die Leserdisposition und eine Reihe von Konventionen, die die Einstellung der Leser lenken, etwa paratextuelle Informationen. Auch in anschließenden Studien wird versucht, dieses Zusammenspiel von Text-, Kontext- und Leserfaktoren zu erhellen.<sup>55</sup> In diesen Versuchen kann die Funktion von Textmerkmalen unterschiedlich weitreichend konzipiert werden: vom bloßen Auslöser eines poetischen Verarbeitungsmodus,<sup>56</sup> vor allem bei Vertretern einer radikalkonstruktivistischen Erkenntnistheorie,<sup>57</sup> bis hin zu einem bedingenden Faktor unter mehreren.<sup>58</sup>

In den empirischen Studien zur poetischen Textverarbeitung wird das Konzept der Literarizität allein in der Bedeutung (3) aufgefasst; für die stets zumindest rudimentär erforderliche Analyse der Texte greifen sie aber auf Merkmale zurück, die in der Tradition der Literarizitätskonzepte im Sinne von (1) erarbeitet worden sind. Diesen kommt selbstverständlich nicht mehr der Status notwendiger Kriterien zu, vielmehr haben sie heuristischen Wert.

#### 2.4 Positionen der 1990er Jahre

Bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Ziele und Verfahren stimmen die dargestellten poststrukturalistischen und empirischen Ansätze doch in der Annahme überein, Literarizität sei keine in Texten nachweisbare Eigenschaft. Poststrukturalistisch orientierte Literaturwissenschaftler begründen ihre Annahme in der Regel mit Bezug auf ihre Zeichentheorie und auf situativ

---

allerdings als obligatorische Konstituente implizit eine Verstehenszielfestlegung enthält« (Meutsch: *Literatur*, S. 157).

54 Hoffstaedter: *Poetizität*, S. 75-84, 243ff.

55 Umfassend z.B. Begemann: *Poetizität*, Kap. IV.

56 Zwaan: *Aspects*, z.B. S. 31f.

57 Z.B. Alfes: *Literatur*.

58 Hanauer: *Poetry*, S. 115f.

bzw. institutionell vorgegebene Konventionen, die den Umgang mit Literatur regeln;<sup>59</sup> Verfasser kognitionswissenschaftlicher Untersuchungen konzentrierten sich auf Mechanismen des Textverstehens generell und bewerten die Beschaffenheit der Texte, die Basis des Verstehensprozesses, als nicht entscheidend für die poetische Verarbeitung. Beide Arten des Ausblendens textueller ›literariness‹ werden in neueren empirischen Arbeiten als reduktiv kritisiert. So haben David S. Miall und Don Kuiken mehrere empirische Studien vorgelegt, deren Befunde für die Annahme von Literarizität als Eigenschaft bestimmter Texte sprechen. Diese Eigenschaft ist gerade nicht auf die Größen reduzierbar, mit denen die beiden genannten Erklärungsversuche arbeiten.<sup>60</sup> Miall und Kuiken schlagen ein Drei-Komponenten-Modell vor, das die spezifische sprachliche Beschaffenheit von Texten mit berücksichtigt und ihr einen wichtigen Stellenwert einräumt. Als diese drei Komponenten gelten »foregrounded stylistic or narrative features, readers' defamiliarizing responses to them, and the consequent modification of personal meanings«. <sup>61</sup> Erst im Zusammenspiel dieser drei Faktoren entsteht Literarizität:

Briefly, literariness is constituted when stylistic or narrative variations defamiliarize conventionally understood referents and prompt reinterpetive transformations of a conventional feeling or concept.<sup>62</sup>

Damit ist zugleich gesagt, dass die Verarbeitungsprozesse im Lesen von Literatur eben nicht allein durch institutionelle Konventionen ausgelöst, sondern durch sprachliche Eigenschaften der Texte mitbestimmt werden.<sup>63</sup> Ebenso wie der besondere Verarbeitungsmodus und der Effekt der Modifikation von Konzepten oder Gefühlen werden die stilistischen und narrativen Merkmale der Texte als notwendige, wenn auch nicht als hinreichende Bedingungen für Literarizität aufgefasst.<sup>64</sup> Mit dieser Annahme wenden sich die Autoren gegen die Thesen, literarisches Lesen und Verstehen sei ein Prozess, der sich unabhängig von Textmerkmalen vollzieht, und argumentieren zugleich gegen eine Verwendung des Ausdrucks ›Literarizität‹ ausschließlich in der Bedeutung (3) eines reinen Verarbeitungsmodus. Den

59 Repräsentativ ist hier immer noch Stanley Fishs vielzitiertes Beitrag; vgl. Fish: Text.

60 So z.B. Miall / Kuiken: Literariness, S. 121f.; auch Miall: Empirical Approaches, S. 291f., 307f.

61 Miall / Kuiken: Literariness, S. 121.

62 Ebd., S. 123.

63 Vgl. auch Miall / Kuiken: Form.

64 So schon in Miall / Kuiken: Text Theory, S. 339f. und S. 342, wo gegen die texttheoretische Annahme einer propositionalen ›Normalisierung‹ stilistischer Besonderheiten in der Verarbeitung literarischer Texte argumentiert wird. Die Studien von David Hanauer belegen die Relevanz formaler Textmerkmale für die Klassifikation von Texten als ›literarisch bzw. ›poetisch‹; vgl. Hanauer: Judgements, S. 198f.

spektakulären Gegenbeispielen der *found poems* – also der Texte aus gezielt nicht-literarischen Zusammenhängen, die von Versuchspersonen in bestimmten Rezeptionssituationen als literarisch eingestuft werden – messen sie eine erheblich geringere Aussagekraft zu, als dies in früheren empirisch ausgerichteten Ansätzen der Fall war: Es sind Ausnahmen, aus denen sich keine prinzipiellen Aussagen über die Relevanz von Textfaktoren ableiten lassen und in denen zudem nicht alle der für eine literarische Verarbeitung in ihrem Sinne erforderlichen Bedingungen erfüllt sind.<sup>65</sup>

Von einer textorientierten Position her kommend, legt Gérard Genette 1991 einen ebenfalls integrativen Vorschlag zur Bestimmung von Literarizität vor: In seinem »Mischmodell« einer essentialistisch-konstitutiven und konditionalistischen Poetik<sup>66</sup> knüpft er an Jakobson an und stärkt zugleich die Rolle des Lesers bei der Konstituierung von Literarizität. Genette fasst »Fiktion« und »Diktion« als die beiden »Modi« der Literarizität auf, die gemeinsam »den Text als autonomen Gegenstand« konstituieren,<sup>67</sup> wenn auch auf unterschiedliche Weise. Fiktionale Texte zählen wegen des thematischen Kriteriums – sie entwerfen eine fiktive Welt – immer zur Literatur und sind der konstitutiven Grundform der Literarizität zuzurechnen.<sup>68</sup> Im Falle »diktionaler« Texte sind es deren formale Qualitäten und ihre Wirkung auf die Leser, in denen Genette das »rhematische« Kriterium der Literarizität sieht.<sup>69</sup> Literatur als Diktion teilt Genette, wenn auch nicht trennscharf, in die beiden Modi »Poesie« und »nicht-fiktionale Prosa« ein, und nur den ersten Modus zählt er zur konstitutiven, den zweiten dagegen zur konditionalen literarischen Grundform. Im diktionalen Modus sind also beide Grundformen der Literarizität repräsentiert.

In Genettes Entwurf geht es in erster Linie um die Bestimmung von »Literarizität« in der Bedeutung von (2), und der »Diktion« genannte Modus in seiner konstitutiven Variante der Poesie scheint mir mit dem Bereich zusammenzufallen, dessen notwendige sprachliche Merkmale Jakobson und andere Literarizitätstheoretiker postuliert und untersucht haben.<sup>70</sup> Genettes »Poesie« wäre dann – zumindest grob – Literarizität (1) in der

65 Nach Miall / Kuiken: *Literariness*, S. 125, sind solche Beispiele »suggestive but marginal, offering an insufficient basis on which to found a theory of literary reading«. Dagegen z.B. Begemann: *Poetizität*, S. 51.

66 Genette: *Fiktion*; Essentialisten nehmen an, dass Texte inhärente, objektive und universale Gründe für die Zuschreibung von Literarizität enthalten; Konditionalisten dagegen behaupten, dass Literarizität unter bestimmten Bedingungen zugeschrieben werden kann, die nicht in den Texten selbst liegen (ebd., S. 14f.).

67 Ebd., S. 37.

68 Ebd., S. 34. Genettes klassifikatorische Probleme mit nicht-literarischen fiktionalen Texten lasse ich hier beiseite.

69 Ebd., S. 33f.

70 Dazu auch ebd., S. 25 und, mit explizitem Bezug auf Jakobson, S. 24.



Bedeutung einer besonderen Sprachverwendung zuzuschreiben. Diesen Zugriff sieht Genette aber als unzureichend an und erweitert ihn einerseits um den genannten fiktionalen Modus und andererseits um die Kriterien der konditionalistischen Poetiken. Allerdings basieren diese auf dem Prinzip des Geschmacksurteils, das Literarizität unterschiedlich bestimmt und dem individuellen oder kollektiven Subjektbezug der Literarizitätszuschreibung breiteren Raum bietet.<sup>71</sup> Fraglich ist jedoch, wie diese unterschiedlichen Bestimmungsmomente zusammenhängen. Genette bleibt hier einige Begründungen schuldig, legitimiert seine Mischkalkulation aber mit dem Hinweis auf die »Natur der Sache«:

Die Literarizität ist ein plurales Faktum, und darum verlangt sie eine pluralistische Theorie, die die *verschiedenen* Arten der Sprache berücksichtigt, der praktischen Funktion zu entkommen, sie zu überleben und Texte hervorzubringen, die als ästhetische Objekte rezipiert und bewertet werden können.<sup>72</sup>

Offen bleibt zum Beispiel, wie sich fiktionaler und diktionaler Modus zueinander verhalten und welches die notwendigen Merkmale der »Poesie« genannten diktionalen Texte sind. Dass Genette nicht allein auf die Leser baut, sondern auch im konditionalen Modus Texteigenschaften wirken sieht, machen seine Ausführungen zum Stil deutlich: In Texten, die weder fiktional noch poetisch sind, wird der Stil zum ausschlaggebenden Moment für die Zuschreibung von Literarizität, dies allerdings nach der jeweiligen Einschätzung der Leser.<sup>73</sup>

### 3. Konsequenzen

Der knappe Überblick über wichtige Positionen, die in der Literarizitätsdiskussion der letzten gut dreißig Jahre vertreten worden sind, hat gezeigt, dass die Suche nach Bestimmungskriterien für Literatur kaum noch allein auf Literarizität im Sinne von (1), also auf eine besondere Art der Sprachverwendung zielt. Die oben gesichteten Positionen beziehen sich zwar – mehr oder minder konkret und in unterschiedlicher Vollständigkeit – auf einen Katalog von Textmerkmalen, der im Großen und Ganzen dem Jakobsonschen entspricht: Als »literarisch« oder doch »potentiell literarisch« werden Oberflächenphänomene der Texte wie Rekurrenzen graphematischer, phonologischer, morphologischer und syntaktischer Art aufgefasst, Äquivalenzen, dazu semantische Abweichungen, Mehrdeutigkeit und gegebenenfalls bestimmte Inhalte. Die Funktionen, die diesen besonderen

---

71 Ebd., S. 27.

72 Ebd., S. 31.

73 Ebd., S. 148.

sprachlichen Merkmalen für die Bestimmung von ›Literatur‹ jeweils zu kommen, weichen jedoch voneinander ab. Als gescheitert kann der Versuch angesehen werden, die textinternen Kriterien als notwendige und hinreichende Bedingungen für Literatur zu postulieren: Es ist nicht der Fall, dass jeder Text, der diese Merkmale aufweist, zur Literatur zählt und dass alle der Literatur zugerechneten Texte diese Merkmale aufweisen. Gegenbeispiele gibt es aber auch schon für jede der beiden schwächeren Annahmen. So werden z.B. Werbetexte im Lyrikformat als Einwand gegen die Annahme angeführt, die genannten Textmerkmale seien hinreichende Bedingungen für Literarizität; und notwendige Bedingungen können sie aus dem Grunde nicht sein, weil es Texte gibt, die als literarisch klassifiziert werden, sprachlich aber in keiner Weise von nicht-literarischen abweichen. Unproblematisch dagegen ist es, eine schwächere Beziehung zwischen den sprachlichen Besonderheiten und der Bestimmung von ›Literatur‹ anzunehmen: Die besondere Sprachverwendung bildet ein häufiges Merkmal von Literatur, d.h. Texte, die als literarisch eingestuft werden, weisen oft die genannten Merkmale auf. Diese Auffassung ist nicht umstritten, bleibt allerdings auch weit hinter den Leistungen zurück, die man sich im Zuge des Verwissenschaftlichungsschubes von dem Konzept ›Literarizität‹ (1) erhofft hatte.

Der Durchgang durch die Forschungsdebatte hat jedoch auch gezeigt, dass die Suche nach vereinheitlichenden Modellen nach wie vor attraktiv ist und die neueren Modelle komplexer sind – wie das bei einer ›Weltformel‹ ja auch der Fall sein muss.<sup>74</sup> Sie zielen auf ›Literarizität‹ im Sinne von (2) und stützen sich dabei nicht allein auf sprachliche und den Texten inhärente Merkmale. Noch relativ nahe am älteren Ideal einer textbasierten Bestimmung ist Genette, auch wenn er mit dem konditionalen Modus berücksichtigt, dass die Leser den Texten Literarizität zuschreiben und dies möglicherweise variabel tun. So kann er auch die Texte einbeziehen, deren Zuordnung zur Literatur diachron schwankend ist. Unklar bleibt in seinem Ansatz aber, wie gesagt, unter anderem das Verhältnis von Fiktionalität und Poetizität. Das von Miall und Kuiken vorgeschlagene Drei-Komponenten-Modell ist ebenfalls komplexer angelegt, da es hier um das Zusammenwirken von textuellen Bedingungen (hervorgehobenen stilistischen und narrativen Mustern) und Rezeptionsfaktoren auf der Leserseite (Wirkung und Effekt) geht: Die Texte müssen bestimmte sprachliche Merkmale aufweisen, um einen bestimmten Rezeptionsmodus nahezu legen und eine bestimmte Reaktion hervorzubringen. Die These von der Interaktion zwischen den drei Komponenten scheint das Phänomen am differenziertesten beschreiben zu können und sollte daher weiter verfolgt werden, sinn-

---

74 <<http://de.wikipedia.org/wiki/Weltformel>> (07.03.08).

vollerweise unter Einbeziehung abweichungstheoretischer Beschreibungen »poetischer« Sprachverwendung.<sup>75</sup>

Beide Befunde aus der Übersicht lassen sich zusammenführen und zu einem Forschungsprogramm verbinden: die Notwendigkeit, das Zusammenwirken textueller und rezeptionsbestimmender Faktoren genauer zu untersuchen, und die unter definitorischem Aspekt zunächst wenig ergiebig scheinende quantitative Aussage, dass Texte, die als literarisch eingestuft werden, »oft« den genannten Katalog sprachlicher Merkmale aufweisen. Um das Phänomen der Literarizität genauer erfassen zu können, ist zum einen die Zusammenarbeit von rezeptions- und textorientierter Literaturwissenschaft zu verstärken<sup>76</sup> und sind die jeweiligen Aufgabenfelder klar zu benennen. Die erste der drei Komponenten im skizzierten Modell, die sprachlichen Faktoren, zählt zum genuinen Forschungsbereich einer textorientierten Literaturwissenschaft, deren Akzent in der Regel auf der Erforschung textueller Strukturen und Strategien sowie auf den Wirkungspotentialen dieser textuellen Merkmale liegt. Allerdings weiß die Wissenschaft von der Literatur über die materiale Beschaffenheit ihres Gegenstandes in diesem engeren Sinne noch viel zu wenig, und so erhält die quantitative Bestimmung ein Potential, das bislang nur ansatzweise genutzt worden ist: Auf der Grundlage gezielter Forschungen ließe sie sich erheblich präzisieren und von einer eher pauschalen Behauptung in eine differenzierte, die historischen und gattungsgeschichtlichen Varietäten benennende Aussage umwandeln. Erhoben wurden die meisten der Merkmale, die als Literarizitätskandidaten gehandelt wurden und werden, bekanntlich in der Untersuchung von Lyriktexten. Dies geschah aber noch nicht auf der Basis großer Korpora, und es geschah unter der Maßgabe eines engen Literaturbegriffs. Die Basis ist also denkbar schmal und muss in Zeiten eines allenthalben postulierten erweiterten Literaturbegriffs breiter angelegt werden. Wie in Abschnitt 2.2 angesprochen, haben jedoch die berechtigten Demontagen einzelner Literarizitätskandidaten dazu geführt, dass genaue Analysen tatsächlicher Oberflächenmerkmale literarischer Texte, wie die Formalisten und Strukturalisten sie vorgenommen haben, in den Folgejahren ausblieben. Als Effekt dieser Interessenverlagerung kann zwar überzeugend gegen die generalisierenden Thesen z.B. Jakobsons argumentiert werden, es fehlen aber Informationen über die Häufigkeit und Verteilung syntaktischer Äquivalenzen in der deutschsprachigen romantischen Lyrik, um ein beliebiges Beispiel zu wählen. Es fehlen also Untersuchungen, die belegen,

75 Vgl. dazu Fricke: Norm, Kap. 2.

76 Differenzierte Untersuchungen der Textkomponente, die zugleich die Faktoren »Leser« und »Kontext« im Blick haben, werden z.B. im Rahmen der »Cognitive Poetics« vorgenommen; vgl. Stockwell: Cognitive Poetics, S. 2, 4ff. u.ö.; vgl. auch Tsur: Aspects.

welche textuellen Merkmale sich tatsächlich in einer jeweils zu bestimmenden großen Gruppe als ›literarisch‹ klassifizierter Texte häufig finden und wie sie sich über die Epochen der deutschsprachigen Literatur verteilen. Solche korpusgestützten empirischen Untersuchungen zur sprachlichen und formalen Beschaffenheit der Texte, die als ›literarisch‹ eingestuft werden, sollten in Zusammenarbeit von Sprach- und Literaturwissenschaft vorgenommen werden und computerphilologische Möglichkeiten nutzen. Damit lassen sich keine notwendigen und hinreichenden Bedingungen für Literatur finden, jedoch genauere Kenntnisse über quantitative Verteilungen und ihre qualitativen Funktionen in als ›literarisch‹ eingestuften Texten zu verschiedenen Zeiten gewinnen. In entsprechend angelegten Analysen großer Korpora wären, ähnlich wie in empirischen Autorschaftsanalysen,<sup>77</sup> hochliterarische Texte, Unterhaltungs- und Schemaliteratur zusammen mit nicht-fiktionalen Texten wie Tagebüchern und Autobiographien epochen- und gattungsübergreifend nach gemeinsamen Mustern und Unterschieden zu untersuchen.

Ein korpusgestütztes Forschungsprogramm, das das Wissen über die tatsächliche sprachliche Beschaffenheit von als ›literarisch‹ klassifizierten Texten differenzieren und vertiefen kann, nimmt sich gegenüber den traditionellen Versuchen einer Definition des Literarischen eher bescheiden aus, und es liefert zudem Argumente, die auf einer anderen Ebene anzusiedeln sind: Aus Hinweisen auf eine gegebenenfalls abweichende Empirie, die ihrerseits an kontingente und historisch variable Zuschreibungen gebunden ist, lassen sich beispielsweise keine sinnvollen Einwände gegen eine klassifikatorische Begriffsbestimmung gewinnen. Jedoch scheint es im Fall des historisch variablen Phänomens ›Literatur‹ gerade angebracht zu sein, die unterschiedlichen Bestimmungen des Literaturbegriffs seit der Antike zu beachten und das Konzept prototypisch zu fassen. In einer prototypischen Bestimmung von ›Literatur‹ haben Hinweise auf empirisch nachweisbare Eigenschaften der zugeordneten Texte einen höheren Stellenwert und dienen dazu, als nicht-distinktive Merkmale die Prototypen zu beschreiben. Wird dieses Forschungsprogramm umgesetzt, könnte auch die Suche nach der Weltformel vielleicht noch zu einem erfolgreichen Ende kommen.

---

77 Vgl. dazu Martindale: Texts.

## Bibliographie

- Alfes, Henrike: *Literatur und Gefühl. Emotionale Aspekte literarischen Schreibens und Lesens*. Opladen 1995.
- Begemann, Petra: *Poetizität und Bedeutungskonstitution*. Hamburg 1991.
- Brenner, Peter J.: Was ist Literatur? In: Renate Glaser / Matthias Luserke (Hg.): *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*. Opladen 1996, S. 11-47.
- Culler, Jonathan: *Structuralist Poetics. Structuralism, Linguistics and the Study of Literature*. London 1975, S. 57-63.
- Derrida, Jacques: Die *différance* [1988]. In: Peter Engelmann (Hg.): *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart 1991, S. 76-113.
- Dijk, Teun A. van / Walter Kintsch: *Strategies of Discourse Comprehension*. New York 1983.
- Dijk, Teun A. van / Walter Kintsch: *Toward a Model of Text Comprehension and Production*. In: *Psychological Review* 85 (1978), S. 363-394.
- Eagleton, Terry: *Einführung in die Literaturtheorie*. 2. Aufl. Stuttgart 1992.
- Erich, Victor: *Russischer Formalismus*. Mit einem Geleitwort von René Wellek. Frankfurt/M. 1987.
- Fish, Stanley: Is there a Text in this Class? In: S.F.: *Is there a Text in this Class? The Authority of Interpretive Communities*. Cambridge/Mass., London 1980, 303-321.
- Fohrmann, Jürgen / Harro Müller: *Einleitung: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. In: J.F. / H.M. (Hg.): *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Frankfurt/M. 1988, S. 9-22.
- Foucault, Michel: *Das unendliche Sprechen* [1963]. In: M.F.: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/M. 1988, S. 90-103.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung des Diskurses* [1970]. München 1974.
- Fricke, Harald: *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München 1981.
- Fricke, Harald u.a. (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. 2. 3., neu bearb. Aufl. Berlin, New York 2000.
- Genette, Gérard: *Fiktion und Diktion* [1991]. München 1992.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: *Poetizitätsdefinitionen zwischen Funktion und Struktur*. In: *Poetica* 10 (1978), S. 342-361.
- Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung* [1957]. Nach der 3. Aufl. von 1977. Frankfurt/M. u.a. 1980.
- Hanauer, David Ian: *Literary and Poetic Text Categorization Judgements*. In: *Journal of Literary Semantics* 24/1 (1995), S. 187-216.
- Hanauer, David Ian: *What We Know about Reading Poetry: Theoretical Positions and Empirical Research*. In: Dick Schram / Gerard Steen (Hg.): *The Psychology and Sociology of Literature*. In Honor of Elrud Ibsch. Amsterdam, Philadelphia 2001, S. 107-128.
- Hoffstaedter, Petra: *Poetizität aus der Sicht des Lesers*. Hamburg 1986.
- Holenstein, Elmar: *Für Schönheit. Und wider eine primär pragmatische Literaturtheorie*. In: *Poetica* 12 (1980), S. 488-508.
- Jahraus, Oliver: *Literaturtheorie. Theoretische und methodische Grundlagen der Literaturwissenschaft*. Tübingen, Basel 2004.
- Jakobson, Roman: *Die neueste russische Poesie. Erster Entwurf*. Viktor Chlebnikov [1921]. In: Wolf-Dieter Stempel (Hg.): *Texte der russischen Formalisten*. Bd. 2. München 1972, S. 19-135.

- Jakobson, Roman: Linguistik und Poetik. In: Jens Ihwe (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd. 1. Frankfurt/M. 1972, S. 99-135 (Erstdruck u.d.T. »Linguistics and Poetics«, Cambridge/Mass. 1960).
- Jakobson, Roman / Krystyna Pomorska: Poesie und Grammatik. Dialoge. Frankfurt/M. 1982.
- Jannidis, Fotis: Polyvalenz – Konvention – Autonomie. In: F.J. / Gerhard Lauer / Matías Martínez / Simone Winko (Hg.): Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte. Berlin 2003, S. 305-328.
- Kloepfer, Rolf: Poetik und Linguistik. Semiotische Instrumente. München 1975.
- Koch, Walter A.: Morphologie oder Funktion? Replik auf Hans Ulrich Gumbrechts »Poetizitätsdefinition«. In: Poetica 10 (1978), S. 383-395.
- Koch, Walter A.: Poetizität zwischen Metaphysik und Metasprache. In: Poetica 10 (1978), S. 285-341.
- Koch, Walter A.: Poetizität. Skizzen zur Semiotik der Dichtung. Hildesheim 1981.
- Lauten, Gerd: Kommunikation und Literarizität im Erzähltext. Roman Jakobson und die Narrativik. Eine Untersuchung anhand englischer und amerikanischer Romane und Kurzgeschichten. Frankfurt/M. u.a. 1990.
- Man, Paul de: Allegorien des Lesens. Frankfurt/M. 1988.
- Man, Paul de: Die Ideologie des Ästhetischen. Frankfurt/M. 1993.
- Martindale, Colin: What Can Texts Tell Us About Authors and What Can Authors Tell Us About Texts? In: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matías Martínez / Simone Winko (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999, S. 183-207.
- Meutsch, Dietrich: Literatur verstehen. Eine empirische Studie. Braunschweig 1987.
- Miall, David S.: Empirical Approaches to Literary Readers: The State of the Discipline. In: Book History 9 (2006), S. 291-311.
- Miall, David S. / Don Kuiken: Beyond Text Theory: Understanding Literary Response. In: Discourse Processes 17 (1994), S. 337-352.
- Miall, David S. / Don Kuiken: The Form of Reading: Empirical Studies of Literariness. In: Poetics 25 (1998), S. 327-341.
- Miall, David S. / Don Kuiken: What Is Literariness? Three Components of Literary Reading. In: Discourse Processes 28 (1999), S. 121-138.
- Mukařovský, Jan: Ästhetische Funktion, Norm und ästhetischer Wert als soziale Fakten [1936]. In: J. M.: Kapitel aus der Ästhetik [1966]. Frankfurt/M. 1970, S. 7-112.
- Nyholm, Kurt: Sprache als variabel. Redesituation und Poetizität. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. 9 (1988), S. 171-175.
- Peer, Willie van: Poetizität. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 3. 3., neu bearb. Aufl. Berlin, New York 2003, S. 111-113.
- Posner, Roland: Strukturalismus in der Gedichtinterpretation. In: Jens Ihwe (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd. 1. Frankfurt/M. 1972, S. 136-178.
- Saße, Günter: Literatursprache. In: Hans Peter Althaus / Helmut Henne / Herbert E. Wiegand. (Hg.): Lexikon der germanistischen Linguistik. 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. Tübingen 1980, S. 698-706.
- Schmidt, Siegfried J.: Zu einer Theorie ästhetischer Kommunikationshandlungen. In: Poetica 10 (1978), S. 362-382.
- Schmidt, Siegfried J.: Grundriß der empirischen Literaturwissenschaft. 2 Bde. Braunschweig, Wiesbaden 1980/1982.
- Simon, Ralf: Ein Blick von der strukturalistischen Literaturwissenschaft zurück auf die dekonstruktive. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 44/3 (1997), S. 64-82.

- Stockwell, Peter: *Cognitive Poetics. An Introduction*. London, New York 2002.
- Striedter, Jurij (Hg.): *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*. München 1994.
- Tsur, Reuven: *Aspects of Cognitive Poetics*. In: Elena Semino / Jonathan Culpeper (Hg.): *Cognitive Stylistics. Language and Cognition in Text Analysis*. Amsterdam 2002, S. 279–318.
- Werth, Paul: *Roman Jakobson's Verbal Analysis of Poetry*. In: *Journal of Linguistics* 12 (1976), S. 21-73.
- Zwaan, Rolf: *Aspects of Literary Comprehension. A Cognitive Approach*. Utrecht 1992.